

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 14 (1910-1911)
Heft: 3

Artikel: Ein Weihnachtsfest
Autor: Maupassant, Guy de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663400>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich vor mancherlei in acht nehmen müssen, wenn er jeden Tag kleinen Kindern in die Augen sehen soll. Wäre es nicht Weihnachten, hätte ich dies vielleicht nicht gewagt, aber wenn unser Herrgott es wagte, ein kleines Kindlein, das sein eigener Sohn war, unter uns Sünder zu setzen, dann kann ich es wohl auch wagen, meine kleinen Kinder versuchen zu lassen, einen Menschen zu retten.“

Liljekrona konnte gar nicht sprechen, aber es zitterte und zuckte in jeder Falte seines Gesichts, wie immer, wenn er etwas Großes hörte.

Dann küßte er seiner Frau die Hand, so fromm wie ein Kind, das um Verzeihung bittet, und rief laut: „Alle Kinder sollen kommen und Mutter die Hand küssen.“

Das taten sie, und dann hatten sie ein fröhliches Weihnachtsfest in Liljekronas Heim.

(Aus: „Unsichtbare Bande“, Alb. Langen, Verlag, in München).

Ein Weihnachtsfest.

Von Guy de Maupassant.

Das Jahr weiß ich nicht mehr genau. Seit einem ganzen Monat jagte ich Tag für Tag mit einer Wollust, wilden Freude und einem Ungeßüm, wie man sie nur bei neuen Leidenschaften entwickelt.

Ich war in der Normandie bei einem unverheirateten Verwandten, Julius von Bannville, auf Besuch, der mit seinem Dienstmädchen, einem Diener und einem Gutsaufseher ganz allein in seinem herrschaftlichen Schlosse hauste. Dieses Schloß, ein altersgraues, von weißbärtigen Tannen umgebenes Gebäude, zu welchem mehrere lange Alleen führten, deren gewaltige Eichen im Winde knarrten, sah aus, als ob es seit Jahrhunderten verlassen wäre. Denn in den sonst geschlossenen Räumen, wo ehemals jene Leute, deren Bilder in einem Flur hingen — ebenso lustig und zugig wie die Eichenalleen — die adeligen Nachbarn unter vielen Förmlichkeiten zu empfangen pflegten, wohnte jetzt niemand — als das uralte Mobilien.

Was uns anbetrifft, so hatten wir uns ganz einfach in der Küche, dem einzigen behaglichen Winkel in der Ritterburg, eingenistet. Nun war das aber eine ungeheure Küche, deren dunkler Hintergrund nur dann einigermaßen erhellt wurde, wenn man wieder ein neues Reisigbündel in dem mächtigen Kamin warf. Jeden Abend saßen wir vor dem Feuer und wiegten uns in wohlige Träumereien ein, und wenn dann unsere nassen Stiefel sich schon längst trocken gedampft hatten und unsere Borstehunde, die rings zu unseren Füßen lagen, von der Jagd zu träumen und im Traum zu bellen anfangen, gingen wir in unser Schlafgemach hinauf.

Es war das einzige Zimmer, bei dem man, der Mäuse wegen, die

Decke hatte verschalen und die Wände vergipsen lassen. Im übrigen war es kahl und nur mit Kalkfarbe getüncht; an den Wänden hingen einige Flinten, Hundepfeifen und Jagdhörner. In zwei Winkeln dieser sibirischen Kammer standen unsere Betten, in die wir fröstelnd hineinschlüpften. Vor dem Schlosse senkte sich, in der Entfernung von einer Meile, die klippenreiche Felsenküste zum Meer hinab; und der Atem des Ozeans wehte Tag und Nacht machtvoll herüber, so daß die großen Bäume sich beugten und seufzten, das Dach und die Wetterfahnen stöhnten und das ganze ehrwürdige Gebäude zu wimmern anfing, da der Wind durch die lockern Dachziegel, die abgrundartigen Kamine und die lecken Fenster hereindrang.

Eines Tages war Stein und Bein gefroren. Der Abend kam; wir setzten uns zu Tisch vor dem großen Feuer im hohen Kamin, wo zwischen zwei Rebhühnern, die köstlich dufteten, das Hinterteil eines Hasen briet.

Mein Better blickte vom Feuer auf und sagte: „Heut werden wir auch nicht schwitzen, wenn wir ins Bett gehen.“

Das war mir gleichgültig; ich lenkte ab: „Nein; aber morgen früh wird's in den Sümpfen Enten zu jagen geben.“

Das Dienstmädchen, das am einen Ende des Tisches für uns und am andern für die Diener deckte, fragte verwundert: „Wissen die Herren nicht, daß heute abend Weihnachtsfest ist?“

Wir wußten wirklich nichts davon, da wir selten in den Kalender sahen. Mein Gefährte versetzte: „Dann ist also auch Weihnachtsmesse. Haben darum den ganzen Tag die Glocken geläutet?“

„Ja und nein, Herr,“ antwortete das Dienstmädchen; „es hat auch geläutet, weil Vater Fournel gestorben ist.“

Vater Fournel, ein alter Schäfer, war eine Merkwürdigkeit im Lande. Trotz seiner sechsundneunzig Jahre war er nie krank gewesen, bis er vor einem Monat in finsterner Nacht in einen Wasserpfuhl fiel und sich erkältete. Am folgenden Tag hatte er sich zu Bette gelegt, und seitdem lag er im Sterben.

Mein Better wandte sich zu mir: „Wenn es dir recht ist, so können wir gleich jetzt diese armen Leute besuchen.“ Nun begann er von der Familie des Alten zu sprechen, von dem Enkel, der achtundfünfzig Jahre alt, und von der Groß-Schwiegertochter, die ein Jahr jünger war. Die dazwischen liegende Generation war schon längst hinweggestorben. Sie bewohnten ein elendes, haufälliges Haus, das gleich rechter Hand am Dorfeingang stand.

Ich weiß eigentlich nicht, wieso uns dieser Weihnachtsgedanke, der uns mitten in unserer tiefen Einsamkeit überfiel, in eine eigentliche Plauderlaune versetzte. Wir erzählten einander Geschichten von früheren Weih-

nachtsmessen her, allerlei drollige Abenteuer, welche diese tolle Nacht uns gebracht hatte.

So kam es, daß unsere Mahlzeit sehr lange dauerte. Pfeife um Pfeife wurde gestopft, und nachdem uns einmal die Lustigkeit der einsamen Menschen, wie sie eben ganz ungewollt und plötzlich zwischen zwei intimen Freunden auftaucht, gepackt hatte, plauderten wir ohne Unterbrechung weiter und wühlten in unserer Erinnerung, um einander Vertraulichkeiten zu sagen, wie sie uns nur in solchen Stunden wahrer Herzensergießung entchlüpfen.

Das Dienstmädchen, welches uns längst allein gelassen, erschien wieder und sagte: „Ich gehe jetzt in die Messe, Herr von Bannville.“

„Schon!“

„Es ist drei Viertel auf zwölf Uhr.“

„Wie wäre es, wenn wir auch einen Spaziergang bis zur Kirche machten?“ fragte mich Julius, „diese Weihnachtsmesse wird hier zu Lande sehr eigentümlich gefeiert.“

Ich war einverstanden, und, in unseren Jagdpelz gehüllt, gingen wir. Eine scharfe Kälte beizte uns das Gesicht und trieb uns Tränen in die Augen. Die rauhe Luft sog sich kalt bis in die Lungen hinein und trocknete die Kehle aus. Der tiefe und reine Himmel war dicht mit Sternen besät, die im Frost zu erblaffen schienen; sie funkelten nicht wie Feuer, sondern wie Gestirne aus Eis oder glänzende Krystalle. In der Ferne hörte man auf dem hartgefrorenen, widerhallenden Boden die Holzschuhe der Bauern klappern; und im ganzen Umkreis schlugen die kleinen Dorfglocken an und schleuderten ihre frostig schrillen Klänge in die unermessliche eisige Nacht hinaus.

Die Landschaft war wach geworden. Hähne, welche sich durch die Geräusche täuschen ließen, fingen an zu krähen, und als wir an den Ställen vorbeikamen, hörten wir, wie die aus ihrer Ruhe aufgestörten Tiere sich regten und mit den Hufen stampften.

Als wir auf den Weiler zukamen, erinnerte sich Julius der Journal-Familie. — „Da ist ihre Baracke,“ sagte er, „gehen wir hinein.“

Lange klopfte er vergebens an die Türe. Endlich bemerkte uns eine Nachbarin, die eben ihr Haus verließ, um in die Kirche zu gehen; sie rief uns zu: „Sie sind in die Messe gegangen; sie beten für den Vater.“

„Gut; dann sehen wir sie ja, wenn sie aus der Kirche zurückkommen,“ sagte mein Vetter.

Der niedergehende Mond stand schon am Horizont und seine goldene Sichel schien mitten in die unendliche Saat von schimmernden Eiskörnern hineinzuschneiden, die eine unsichtbare Hand mit leisem Schwung in den Weltraum streute. Und über das dunkle Land kamen von allen Seiten

kleine schwankende Flammen auf den Kirchturm zu, von dem es ohne Unterlaß herabbimmelte. Durch die Baumgärten der Pachtgüter, mitten über die benachbarten Ebenen hüpfen diese Flammen, oft den Boden bestreichend, dahin. Es waren die Hornlaternen, welche die Bauern ihren weißbehaup- ten und in lange schwarze, ärmellose Mäntel gehüllten Frauen voran- trugen, denen, Hand in Hand, die nur halbwachen Kleinen nachtrippelten.

Durch die offene Kirchentür sah man ins hell erleuchtete Chor. Ein Kranz von Fünfspennigkerzen ging rings im kahlen Schiff herum, und unten ließ in einer Seitenkapelle ein wohlgenährtes Jesuskind auf wirk- lichem Stroh durch die grünen Tannenzweige seine rosige und etwas auf- dringliche Nacktheit schimmern. Der Gottesdienst begann. Die Bauern mit dem Kopf vornübergebeugt, die Frauen auf den Knien beteten eifrig. Die Nachtkälte hatte die Leute neu belebt, und sie sahen in ihrer Einfalt, innerlich erregt, nach dem roh bemalten Abbild und falteten, teils schlecht- hin überzeugt, teils durch den bescheidenen Brunk dieser kindlichen Vor- stellung eingeschüchtert, ergriffen die Hände.

Die Kerzenflammen zuckten auf in der eisigen Luft. Julius sagte zu mir: „Gehen wir hinaus! es ist draußen doch noch besser.“

Und auf der verödeten Straße begannen wir, während die Land- leute sich anbetend niederwarfen und in frommer Inbrunst vor Kälte schlotterten, neuerdings unsere Erinnerungen auszutauschen und zwar so lange, daß der Gottesdienst beendigt war, als wir in den Weiler zurück- kamen.

Ein Lichtstrahl glitt unter der Haustür der Journal hindurch: „Sie wachen bei ihrem Toten,“ sagte mein Vetter. „Gehen wir auf einen Augenblick hinein; das macht den armen Leuten Freude.“

Im Kamin lagen einige Feuerbrände, dem Erlöschen nahe. Das düstere, von Schmutz glänzende Gefäß mit seinen wurmstichigen und von der Zeit gebräunten Deckenbalken war von einem erstickend fettigen Geruch von gebratener Blutwurst erfüllt. Mitten auf dem großen Tisch, unter welchem sich seiner ganzen Länge nach der Brotkasten wie ein Riesenbauch breit machte, stand in einem Lichtstock aus spiralförmig ge- wundenem Eisendraht eine Kerze, von deren pilzhutförmig sich verteilendem Docht ein schwarzer Faden ähnden Rauches zur Diele stieg. — Und die beiden Journal, Mann und Frau, saßen einander am Tisch gegenüber und feierten ihr Nachtmahl.

Trübsinnig und mit stumpfem Gesichtsausdruck aßen sie schweigsam und ernst aus einem Teller, der mitten zwischen den beiden lag und in dem ein mächtiges Blutwurststück einen efligen Dampf verbreitete. Von Zeit zu Zeit lösten sie mit der Spitze des Messers einen Bissen los, zer-

drückten und zerstrichen ihn auf einer Brotschnitte und zerkaute es hierauf mit Bedacht.

Wenn des Mannes Glas leer war, füllte es die Frau aus einem auf dem Tisch stehenden Krug von neuem mit Apfelwein.

Als wir eintraten, standen sie auf, hießen uns Platz nehmen, luden uns ein, es ihnen gleichzutun, und begannen, als wir uns bedankten, weiter zu essen.

Nach einigem Stillschweigen fragte mein Vetter: „Euer Großvater ist also gestorben, Anthemius?“

„Ja, mein guter Herr, heute vormittag ist er verschieden.“

Wiederum Stillschweigen. Die Frau schneuzte aus Höflichkeit die Kerze. Um doch etwas zu sagen, bemerkte ich: „Er war wohl sehr alt?“

Seine siebenundfünfzigjährige Schwiegertochter erwiderte: „Ja, seine Zeit war um; er hatte auf Erden nichts mehr zu tun.“

Plötzlich spürte ich den Wunsch, den Leichnam dieses Hundertjährigen zu sehen, und ich bat darum, man möchte mir ihn zeigen.

Die beiden Leute, die bis dahin sanft und friedlich dagesessen, gerieten auf einmal in Aufregung. Sie sahen einander mit unruhigen Blicken fragend an und — antworteten nicht.

Als mein Vetter ihre Unruhe bemerkte, drang er noch einmal darauf.

Jetzt fragte der Mann mit duckmäuserischer und argwöhnischer Miene: „Wozu könnte Ihnen das dienen?“

„Zu nichts,“ sagte Julius; „aber das ist ja so der Brauch; warum wollt ihr uns die Leiche nicht zeigen?“

Der Bauer zuckte die Achseln. — „O, ich will ja schon; nur geht es nicht gut . . . jetzt.“

Tausend Vermutungen schossen uns durch den Kopf.

Und da die Großkinder des Toten noch immer keine Miene machten, sich zu rühren und mit gesenktem Blick und jenem hölzernen Ausdruck, wie man sie bei unzufriedenen Leuten sieht und der etwa bedeuten will: Packt euch! einander gegenüber sitzen blieben, so sagte mein Vetter befehlend: „Vorwärts, Anthemius, steht auf und führt uns in seine Kammer.“ Aber der Bauer, der seinen Entschluß gefaßt hatte, zog verdrießlich das Gesicht kraus und sagte: „Es ist nicht wegen der Mühe; er ist halt nicht mehr da, Herr!“

„Aber wo ist er denn?“

Die Frau schnitt ihrem Mann das Wort ab: „Ich will's Ihnen sagen; wir haben ihn bis morgen in den Brotkasten gelegt, weil wir keinen andern Platz hatten.“

Und indem sie den Teller mit der Blutwurst wegnahm, zog sie das

Tischblatt auf, beugte sich und leuchtete mit der Kerze in den großen, gäh- nenden Kasten hinein, auf dessen Grund wir etwas Graues bemerkten, ein langes Bündel, aus welchem am oberen Ende ein mageres Antlitz mit zerzausten weißen Haaren und am untern zwei nackte Füße herausragten.

Es war der Alte, der, in seinen Schäfermantel eingewickelt, mit ge- schlossenen Augen, ganz ausgetrocknet, unter alten, schwarz gewordenen — vielleicht ebenso alten Brotkrusten als er, den letzten Schlaf schlief.

Und seine Nachkommen hatten über ihm ihr Weihnachtsmahl ge- gessen.

Julius war empört, bebte vor Zorn und schrie die Beiden an: „Wa- rum habt ihr ihn nicht in seinem Bett gelassen, Lümmel, die ihr seid?“

Da begann die Frau bitterlich zu weinen und entgegnete schnell: „Ich will's Ihnen sagen, mein lieber Herr, wir haben nur ein Bett im Hause. Früher lagen wir mit ihm zusammen, da wir unser drei waren. Seit er so krank ist, liegen wir auf dem Boden; das ist sehr hart, mein guter Herr, in der gegenwärtigen Jahreszeit . . . Nun, als er heute vormittag verschieden war, haben wir uns das so zusammengedacht: Da er nicht mehr leidet und nichts mehr spürt, der Mann da, was nützt es, ihn im Bett zu lassen? Wir könnten ihn ganz gut bis morgen in den Brotkasten legen — und wir konnten doch nicht mit dem Toten zusammen schlafen, meine guten Herren! . . .“

Mein Vetter schritt aufgebracht auf die Türe zu, riß sie auf, daß sie klapperte, und ging in die Nacht hinaus. Ich folgte ihm, vor Lachen helle Tränen vergießend.

Montenegro.

Ein geschichtlicher Ueberblick von F. W. Brepohl.

(Schluß.)

Leider brachen jetzt in Montenegro Uneinigkeiten unter den ver- schiedenen Stämmen aus. Die Uneinigkeit benützend, drangen die Tür- ken Mitte des 17. Jahrhunderts wieder vor. Es gelang ihnen jetzt auf dem Wege des Verrates, Montenegro zu einem Vasallenstaat zu machen und gänzlich zu unterjochen. Da wurde 1697 der Vladika Danilo Petro- witsch aus dem Stamme Njegusch erwählt. Er einigte die Stämme, machte die Würde des Vladika zu einer erblichen, schloß mit Venedig und Rußland eine Allianz und nahm den Kampf mit den Türken wieder auf. Das bedeutungsvolle Jahr 1702 ist das Geburtsjahr der montenegrinischen Freiheit, aber auch der montenegrinischen Herrscher aus dem Stamme Njegusch. Der Vladika stellte sich in diesem Jahr einen Gubernator zur Seite, dessen Amt auch erblich war, das aber bald wieder einging, da die Doppelregierung zu Mißhelligkeiten führte. Am 28. Dezember 1702 war